

Das Leid der Schönheit.

(Roman von H. Roel.)

16. Fortsetzung und Schluss.

„Was kannst du ihm schreiben, das ihn so entnervt, wie die Tatsache, daß du ihm schreibst, ihn entnervt?“

„Ich schreibe ihm: Ich bin schon verlobt — aber: Ich liebe einen anderen.“

„Du kannst ja gar nicht lieben, Agnes!“ sagte Martin strafend. „Aber er blühte sie prüfend von der Seite an: das hatte so fesssam geklungen.“

Er war sehr beruhigt, denn er sah ein, daß Agnes ganz unschuldig war. Dafür, daß sie Eroberungen machte, konnte sie ja nichts.

Es war ihm nun selbst unangenehm, daß Christian Zeuge von der Liebesgabe des Briefes gewesen war. Christian, der schon so manchen Anlaß hatte, gering von Agnes zu denken, was würde der sich vorstellen!

Christian war in sehr schlechter Laune weggegangen. Der Anblick dieses Bilettdouge hatte ihn so gereizt, daß er sich über die Ursache seiner unheimlichen Wut kaum einer Täuschung hingeben konnte.

Wie? Also das alte Liebel, das er ausgerechnet glaubte, es würde mit derselben Festigkeit wie früher, wosmöglich noch ärger? Was war er denn für ein Mensch, daß nichts ihm Heilung brachte? Welch ein Unfinn, wieder in dieses Haus zu gehen, wo er sie sehen mußte, so daß er nicht zum Vergessen kam ... Aber das versprach er sich: wenn Martin gesund war, dann fehlte er keinen Fuß mehr ins Haus.

Er war besonnen genug, einzusehen, daß der Brief von irgendeinem Jüdingling kommen konnte. Das bedeutete ja gar nichts ... Aber so viel war gewiß, daß sie doch nicht ledig bleiben würde, sondern daß sich der Dritte bald melden würde ... Mühte er sich das wieder mit anzusehen?

Er selbst, er hatte sich ja freilich zugeschworen, wenn es ihn nur ein Wort kosten sollte, ihm Agnes' Hand zu erschöpfen, er würde dieses Wort nicht sprechen. Doch was half ihm seine Charakterfestigkeit, wenn er dadurch feindlich wurde, wenn sein Herz nach alledem noch an dem Mädchen hing?

„Wie das eigentlich war mit dieser Briefgeschichte, das würde er wahrscheinlich gar nicht erfahren. Denn er konnte den Martin nicht darum fragen, und dieser würde nicht davon anfangen.“

Am nächsten Tage war es Agnes, die ihm die Tür öffnete.

Christian grüßte sie mit eisiger Kälte und sagte kein Wort hinzu, obgleich sie, während er ablegte, neben ihm stehen blieb.

Als er fertig war, öffnete sie ihm die kleine Tür zum Vorzimmer ins Schlafzimmer, rief hinein: „Martin, der Herr Doktor ist da!“ und trat dann zurück. Sie war schon hinter ihrer eigenen Tür verschwunden, als Christian bei dem Freunde eintrat.

In ihrem Zimmer blieb Agnes stehen, mit finstrem Blick, den Mund schmerzlich verzogen. Sie mußte wohl, warum diese verächtliche Kälte, die Randa ihr ohnehin immer zeigte, sich seit gestern so gesteigert hatte.

„Was geh' ich ihm denn an?“ fragte sie sich trotzig. „Ob ich brav bin oder nicht, kann ihm alles eins sein.“

Aber da zuckte plötzlich etwas in ihr auf wie ein Blitz ... Wenn es ihm aber nicht gleichgültig war, weil ... weil ...?

Sie senkte den Kopf, während ein Lächeln, halb bang, halb feig, ihr Gesicht erhellte. Ach, ahnte sie nicht nur zu gut, was er durch sie gelitten hatte? Und sie konnte es nie wieder gutmachen, so gern sie auch wollte. Das war verfehlt.

Martin bemerkte, daß der Freund nicht in der besten Stimmung war. Ihm selbst ging es seit gestern bereits viel besser, und wenn Christian dennoch so ein Gesicht schnitt, dann ... mußte er wohl einen besonderen Grund dafür haben.

Ihm selbst lag daran, Agnes vor Christian nicht in falschem Lichte erscheinen zu lassen, und so kam er nach einem Umwege darauf, ihm zu erzählen, was es mit dem Brief, den sie gestern erhalten hatte, für eine Bewandnis habe.

Christian hörte scheinbar gleichgültig zu, aber er fühlte, wie eine Schattenhülle nach der anderen von seiner Seele gezogen wurde, und in finsterner Stimmung wie vorher. Er bemühte sich zwar, keine Miene zu verändern, dennoch entging seine Aufregung dem Freunde nicht.

Agnes zeigte sich an diesem Tage nicht mehr, und auch an den folgenden kam sie nicht zum Vorstehen. Sie wollte es zu vermeiden, Christian zu begegnen.

Doch eines Abends, als er etwas länger geblieben war, so daß der heimkehrende Bärengruber ihn noch vorband, nötigte ihn dieser wieder zum Nachtmahl zu bleiben. Als es

auf dem Tische stand, konnte Agnes nicht umhin, zu erscheinen.

Er hatte sie lange, lange nicht mehr recht angesehen, aber jetzt, mit ihr an einem Tische sitzend, da gab es kein Ausweichen mehr.

Er konnte nicht ganz an ihr vorbeiblicken.

Ihre reine, edle Schönheit fiel ihm auf, als sähe er sie zum erstenmal. Die Züge, die er so gut kannte und doch wieder auch nicht. Eine Veränderung war mit ihnen vorgegangen. Der weltlich hochfahrende Jugendling, den sie in der Zeit zur Schau trug, da er aus dem Bärengruberischen Hause schied, war aus ihrem Gesicht verschwunden, aber das einstige holde Jungmädchensicht war es darum doch nicht wieder ganz geworden. Nur ein einziger leiser Zug war darin verändert, aber dieser wirkte eben den Unterschied.

Christian mußte an die Schwindsche Melusine denken, die im Kunsthistorischen Museum in der stillen Einsamkeit der dem Aquarell gewidmeten Säle hing ... Eine Reihe von Bildern, die Geschichte der rührenden Wasserjungfrau erzählend. Das erste und das letzte Blatt des Zyklus stellten dasselbe dar.

Melusine, aus ihrer lauschigen Grotte hinblickend, und Nichts unterschied das süße, holde Gesicht des ersten von dem des letzten Bildes als ein einziger Zug um den Mund. Ein Zug stiller Wehmut und schmerzlicher Erfahrung ... Man fühlte, ein ganzes Menschenleben lag zwischen beiden Bildern. Der oberflächlichste Blick hätte sie nicht verwechseln können.

Ihm gegenüber hielt sie ihre hochmütige Maske starr fest, aber sie mußte doch eine andere geworden sein. Das Mädchen, das sich an die Maschine setzte, um durch beherrschende und recht undankbare Arbeit ein vorgerücktes Ziel zu erreichen, das war die Agnes nicht mehr, die alles ihrer Schönheit danken wollte, glaube, diese mühte sie hinauszuheben über Pflichten und Erdenhöhere.

Für ihn selbst war ihre Veränderung nun freilich belanglos. Sie lehrte nicht zu den Empfindungen zurück, die sie einst für ihn begehrt, bevor der Ehrgeiz der Mutter sie von ihm wegriß ... So schwach und lahm ihr Gefühl gewesen sein mochte, es war ausgelöscht und belebte sich nicht wieder.

Im Gegenteil! Er fühlte ihr sichtlich die Abneigung ein, die man sich nicht enthalten kann, gegen diejenigen zu empfinden, die Zeugen unserer Demütigung und Mißerfolge geworden sind, als wir uns ihnen im Glanze zu zeigen gedachten.

Er konnte ihr nicht vergeben, aber sie brauchte seine Vergebung auch gar nicht. Sie hatte noch immer bessere Aussichten im Leben. Ein Mädchen wie sie! Und wenn sie fünf- und sechsmal verlobt gewesen wäre, immer würde sich jemand finden, den diese Augen bezwangen.

Martin belächelte heimlich die beiden, die sich an einem Tische gegenüberübersaßen und sich dabei solche Mühe gaben, nur ja kein Wort miteinander zu wechseln.

Dem Vater fiel mit Befremden auf, wie Agnes sich dem Doktor gegenüber verhielt und daß sie, als er Abschied nahm, aus dem Zimmer ging, ege er sich zu ihr wenden konnte.

„Hörst“, sagte er, als er, nachdem er Christian hinausbegleitet hatte, zurückkam, „du hast ein höchst komisches Benehmen gegen den Randa. Er hat dir doch nichts getan, als daß er dich gern gehabt und sich eingebildet hat, du wüßtest ihn nehmen. Das ist noch kein solches Verbrechen, daß du dich ihm gegenüber so benimmst, als hättest du ihm etwas vorzuwerfen, nicht er dir.“

Agnes ließ die Strafpredigt ohne Entgegnung über sich ergehen. Sie wußte wohl, daß es nicht recht war, sich so zu ihm zu stellen, sie fand nur einfach das Richtige nicht ... Denn er sollte ja nicht glauben, daß sie jetzt, weil ihre glänzenden Aussichten zuweilen geworden, ihn wieder heranziehen wolle. Also lieber zu schroff als zu freundlich!

Nachdenklich ging Christian unter dem dunkelnden Sternenhimmel nach Hause.

In den Straßen war es still, wie leergefegt das Pflaster. Da die Lichter in den Schaufenstern nicht mehr brannten, so herrschte hier unten verhältnismäßige Dunkelheit, aus der die Stille der Nacht durch die durch die Straße hinablaufenden Motorwagen wie ein feuriges Auge glühte.

Die Sterne standen hoch, klein und blühend am Himmel und schienen noch ferner als sonst. Der nahezu volle Mond stieg über den Dächern empor, noch ohne die Welt mit seinem Scheine zu erhellen.

Zu solcher Stunde wird die Sehnsucht im Menschenherzen lebendig, und ihr sonst von der Pflicht und harter Selbstsucht erstickter Ruf erklingt lauter und lebender in Christiäns Innerem, seine mühsam gehagte Ruhe durchbrechend.

Rein, er war nicht geheilt, alles nur zurückgedrängt, bereit, wieder hervorzuwachen, wenn der eiserne Druck der Selbstüberwindung nur einmal für eine kurze Weile nachließ. Hier unter dem Nachthimmel, der

auf ihn herabblitzte, durfte er sich's gefallen: er liebte sie noch immer, heißer, schmerzlicher und leidenschaftlicher denn je.

Na, Martin war ja bald wieder gesund, und dann würde er ihm wieder nur außer seinem Hause begegnen, denn oft durfte er nicht mehr hintommen — in ihr Bereich.

Jetzt sah er aber noch jeden Nachmittag bei Martin, der sich noch immer nicht ganz wohl fühlte. Das Liebel hatte einen schleidenden Charakter angenommen. Es fehlte ihm nichts Rechtes mehr, er konnte aufstehen und herumgehen, aber gesund war er noch nicht. Darüber fing er schon an, ungeduldig zu werden, und gerade deshalb mußte Christian ihn täglich besuchen, sonst war er imstande und machte eine Dummbheit.

Das Wetter war wieder schlecht geworden. Schnee und stürmisches Tauwetter, Nebel und trübe Tage gaben der Welt ein unfreudliches Aussehen und drückten auf die Stimmung.

Wie gewöhnlich saßen die Freunde in der Dämmerung beieinander im Schlafzimmer, noch ohne Beleuchtung. Heute war der Himmel rein und klar, und so fiel eben, gerade vor dem Dunkelwerden, ein weißblaues Licht vom Himmel, die Straße wie mit einer hellen Flut füllend und von den Dächern jenseits der Straße widergeleuchtet, so daß es schien, als schimmerten sie regennah.

Auch in das Zimmer fiel der seltsame Schein, es bläulich-weiß erhellend und auf den polierten Flächen, die er traf, bläuliche Reflexe wendend. Martin lag auf der Ottomane zu Füßen der Betten, während Christian an deren Kopfende in dem mit Jute- und Koggenen bedeckten Sofa, einem hölzernen, aber bequemen Möbelstück, die Augen hatte er von dem Fenster mit seiner zauderlichen Abendbeleuchtung abgewendet und auf die kleine Vorzimmertür gelehrt.

Seit Tagen war durch diese Tür diejenige eingetreten, die er zu sehen erwartete.

Morgen wollte Martin doch schon wieder zum erstenmal ausgehen, dann war es mit seinem hierherkommen bald aus, dachte Christian. Desto besser! Doch eine Stimme in seinem Inneren wollte nicht so antworten. Das Gefühl, daß das Leben dann doch dunkler und freudloser für ihn sein würde als jetzt, überwältigte ihn.

Träge, in abgerissenen Satzfragmenten, unterhielten sich die Freunde über Christiäns Patienten, meistens Kinder, von denen eines ihm Sorge bereitet hatte, aber nun doch anfang, aus dem größten herauszukommen.

Ein fürchterlicher Schrei des Entsetzens, von außen hereinbringend, unterbrach die schlafrige Unterhaltung. ... Martin blieb wie gelähmt sitzen. Christian dagegen sprang auf und eilte in großen Schritten hinaus. Hinter der Glasür der Küche, die neben der zu Agnes' Hofzimmerchen lag, loderte ein heller Schein auf.

Christian riß die Türe auf und stürzte in die Küche. Da stand Lohsi, bemüht, Agnes die Bluse vom Leibe zu reißen ... Ein Nimmchen zuckte empor. Blühschneel eilte er zu dem Wasserhahn, das da auf der Bank stand, immer gefüllt, weil der Hahn der Wasserleitung sich draußen auf dem Gange befand, riß sein Taschentuch hervor, tauchte es ein und dämpfte damit die kleine Flamme, die noch aus Agnes' Ärmel küngele.

„Agnes! Agnes!“ rief Martin, der ihm gefolgt war, angstvoll. Aber schon lagte sie ihm entgegen: „Es war ja nichts!“

Sich von Martin zu Christian wendend, sah sie auf dessen Gesicht noch den Ausdruck der Angst um sie, doch nur einen Augenblick! Denn schon glätteten sich seine Züge und ein Seufzer der Erleichterung hob seine Brust. Aber einen Augenblick hatte sie doch in seinen Mienen gelesen, und sie wußte nun, was sich hinter seiner steinernen Kälte verbarg.

„Was war denn?“ fragte Martin noch schredensbleich.

„Jubel! Spiritus hat die Lohsi auf die Holzstöße im Bügelreißer gegossen, damit es besser brennt“, gab Agnes, sich rasch fassend, Auskunft. „Die Flamme hat ihr ins Gesicht geschlagen, ihr Haar zerfetzt und dann die Schürze ... Ich komm' dazu und will löschen und war' dabei bald selber in Flammen aufgegangen.“

„Jesse, Jesse!“ jammerte das Mädchen noch nachträglich. „Wenn der Frau'n was gesch'hen war' ... Heilige Mutter Gottes! Alle beide hätten m'r hin sein können.“

„Hören S' mir aus mit Ihrer Heiligensanruferei!“ fuhr Martin sie an. „Wenn S' lieber besser aufpassen möchten! ... Immer gleich die Spiritusgeschichten! Wenn meiner Schwester was gesch'hen war' ... Thretwegen, umgebracht hat' ich Sie, das kann ich Ihnen sagen.“

Aber die Lohsi schreckte sich jetzt nicht mehr, sondern schlug eine heitere Lache auf.

„M'r schau'n schön aus!“ sagte sie munter zu Agnes.

um sie, und an den Fingern hatte sie Brandstellen.

Aber auch Agnes war kaum besser weggekommen. Auf der linken Seite war die Bluse ausgebrannt und abgerissen ... Große braune Brandwunden zeigten sich, und der weiße Arm schimmerte hervor.

Sie war bemüht, das zu verbergen, während sie sich zu der Tür ihres Zimmers, das mit der Küche in Verbindung stand, zurückzog.

„Haben Sie keine Wunde?“ fragte Christian, der sie noch immer, seiner selbst kaum mächtig, anstarrte.

„Nein, nein; ein kleines Flederl Haut vielleicht! Ein Brandblasen! Nicht der Rede wert.“

„Wo? Laß sehen!“ Martin eilte herzu, und in diesem Augenblick sehr wenig an Schickslichkeit denkend, riß er ihr den noch hängenden Ärmel sehen ganz weg, so daß die weiße Schulter zutage trat. Und da, gerade auf der Kugel des Oberarmes, sah er in dem Abendlicht, das auch hier noch einfiel, einen roten Fleck von der Größe eines Zwanzigbellerstücks.

„Sont nichts? Sont nirgendwas?“ forschte Martin, und riß wieder an den Resten der Bluse, um zu sehen, ob Agnes keine andere Wunde habe.

Sie wehrte ihm erötend.

„Aber Martin, ich hab' sonst wirklich nichts. Es ist noch gut ausgegangen. Ein bißel Restenöl! Das hast du gewiß drinnen in deiner Apothek. Bring's da zu mir hinein.“

Sie hatte nun glücklich ihren Rückzug bewerkstelligt und eilte durch die Verbindungstüre in ihr Zimmerchen hinein. Martin holte aus seinem Zimmer die vorhandenen Mittel gegen Brandwunden, gab eines davon an Christian, der in der Küche die Brandstellen an der Lohsi verband, und ging selbst zu Agnes hinein, um ihr einen kleinen Verband anzulegen.

Die Lohsi bemerkte mit Erstaunen, daß die Hände des Herrn Doktors zitterten, als er die Bandagen um ihre verletzten Finger legte.

Als Christian fertig war, ging er wieder in das Zimmer zurück. Der bläuliche Abendchein war noch nicht ganz verschwunden, aber doch schon im Verblasen. Ein solches Dämmerungsphänomen dauert gewöhnlich nur ein paar Minuten, und wie weit lag doch schon der Augenblick zurück, da er dorthin im Gespräch mit Martin den magischen Schein gewahrt hatte. Martin folgte ihm bald nach. Er fand den Freund mit den Händen in den Taschen seines Sattels am Fenster stehen, in die Betrachtung des entschwindenden Dämmerlichts vertieft. Ungewiß und verlegen blickte er ihn an.

„Die Agnes! Wenn ihr was gesch'hen wäre!“ sagte er stotternd, mit blaffen Lippen.

Seine Augen suchten die Christiäns und sagten so deutlich wie mit Worten: „Nicht wahr, dir wäre es ebenso nahe gegangen wie mir?“

Christian erwiderte den Blick seines Freundes fest und ernst. Es lag ihm nichts daran, daß dieser in seinen Augen das Geheimnis lesen konnte, daß dem tatsächlich so war.

„Ja, ja“, sagte er schließlich halblaut. „Sont nichts. Aber mit den Augen sagten sie einander viel mehr.“

Was man in Worte nicht zu fassen magt, der Blick kann es noch ohne Rest ausdrücken.

„Glaubst du?“ fragte der eine. „Ist es denn möglich?“

Und der andere: „Laß dich doch nicht von einem Schatten am Wege schrecken ... Einen tüchtigen Sprung, und drüber bist du!“

Ihr nicht vergeben, und sie könne sich nicht begnadigen lassen. Aber die Todesgefahr reißt die Sehnsucht nach Liebe und Glück um so unwiderstehlicher aus dem Herzen empor, und Agnes' Stolz verstummte in diesem Augenblick. ... Er liebte sie noch ... Also konnte sie noch gutmachen, was sie gefehlt.

Langsam hob sie die Hände zu Christian empor, mit bittender Gebärde und zogenem Mund.

„Was soll das heißen?“ fragte dieser, während er heftig ihre gefalteten Hände erfaßte.

„Sie wissen schon, was!“ kam es abgerissen von Agnes' Lippen. „Wenn Sie mir verzeihen könnten, Christian!“

„Verzeihen, Agnes?“ Er riß sie an sich. „Agnes, ist es denn wahr? Ist es möglich, daß du mit doch dich bist? Warum denn ... diese schredliche Kälte? Bis zuletzt noch?“

„Ach, ich hab' geglaubt, Sie können mich doch nicht verzeihen ... Ich nicht mehr liebhaben ... Sie waren ja auch so, so ablehnend gegen mich ... Und mit Recht ... Aber da draußen ... in der Küche ... da hab' ich doch gesehen ... Und, Christian, wenn du mir noch gut bist, dann darfst du mir auch vergeben, damit ich's versuchen kann, gutzumachen, was ich ...“

Ihre Stimme brach beinahe, aber es war nicht notwendig, daß sie ihren Satz beendete. Christian drückte sie mit leidenschaftlicher Härlichkeit an sich, und an seinem Halse durfte sie ihre Reue und ihre Freude ausgießen.

So fand sie Martin, der schon eine Weile im Wohnzimmer gelauert hatte und dem es nun endlich schien, daß er sich hereinwagen dürfe.

Als er die Gruppe sah, atmete er auf.

„Na, da fällt mir wirklich ein Marmorblock von der Seele. Kinder, wie mich das freut! Hättest ja früher gesehen sein können, Agnes, aber besser spät als niemals ... Weil ihr mir den Gefallen getan habt, verzeiht' ich euch, ich heirat' bloß die, die ihr mir auskühlt ... Wehrt, Agnes, ich hab' auch eine Freude, daß du jetzt das dumme Stitzen sein lassen mußt. Der Christian wird es dir nicht mehr erlauben.“

Mit einem kleinen Schreien erinnerte sie sich daran, daß sie nun ihren Vorkauf, die bestimmte Summe zusammenzubringen, wohl nicht mehr ausführen können würde. Aber jetzt hatte es auch keine solche Bedeutung mehr. Der Papa wollte es ja gar nicht. Der wünschte nur ihr Glück, ihr wahres ... ein innerliches, kein äußerliches bloß.

„Jetzt sit' ich erst recht!“ erwiderte sie dem Bruder munter. „Für mich! Für die Ausstattung!“

Und sie warf Christian einen glückseligen Blick zu.

Sie hatte sich nicht geirrt: Herrn Bärengruber war das selige Paar, das ihn heute abend beim Nachhausekommen empfing, bedeutend lieber als die Aussicht auf die fünfzehnhundert Kronen, die Agnes ihm hatte erspielen wollen.

Er war sehr glücklich, daß ihm dieser Herzenswunsch in Erfüllung ging. Und jetzt konnte nicht einmal eine Frau etwas einzuwenden haben, denn der Randa war ja jetzt auch eine Partie.

Er war es, der zuerst erinnerte, daß man nun die Mama zurückberufen müsse, denn Martin hätte doch nur geringe Eignung zum „Eletanten“. Der widersprach zwar: „Die Allergroßheit“, aber es half doch nichts. Man mußte der Mama mitteilen, daß sie im eigenen Heim notwendig war.

Christian war davon nicht enttäuscht, aber zu fürchten brauchte er den Einfluß von Agnes' Mutter auch nicht mehr. So erhielt diese in Lizza die Nachricht von der Verlobung Agnes' zugleich mit der Rückberufungsorder.

Sie war keineswegs angenehm überrascht.

„Sie sind aber auch manchmal danach, die Barone!“ stichelte Traumichel. „Nach den Baronen sollten Sie sich nicht so setzen, Mama, mit denen haben Sie kein Glück.“

Frau Bärengruber hatte sich's schon angewöhnt, nicht gar zu viel darauf zu hören, was der liebe Traumichel sagte. Dann brauchte man sich nicht zu ärgern.

„Wenn ich an die Huber-Martha denk!“ seufzte sie. „Was ist die gegen meine Agnes! Und die kommt immer daher wie eine Fürstin, während die Agnes eine povere Doktorsfrau werden soll.“

„Wenn du schon an die Huber-Martha denkst“, rief Gusti, „so vergiß auch nicht, an die Wenter-Milly zu denken. Welt, das macht' dir nicht gefallen, wenn die Agnes so angekommen wäre ... Die goldene Mittelstraße.“

Frau Bärengruber dachte bei sich, daß die Gusti leicht reden könne, denn sie hatte jedenfalls das Beste abetommen.

Dieser Gedanke tröstete sie ein wenig. Eine Tochter wenigstens hatte sie glänzend verheiratet, und das war mehr, als so manche Mutter von sich rühmen konnte. Sie konnte sich also zufriedengeben. Aber verzeihen würde sie es der Agnes doch nie, daß sie ihre Schönheit auf dem Heiratsmarkt nicht besser verwertet hatte.

Ende.

Die polnische Hundebütte.

Bei einem Einfall der Polen und Plauer in die Mark im Jahre 1233 soll ein polnischer Fürst, wie die Sage berichtet, auch nach Grimnitz bei Joachimthal gekommen sein und die dortige „Bütte“, v-n der noch einige Mauerreste in der Nähe der Oberförsterei herüber, dort belagert haben. Aber die Mürter wehrten ...

„Infer und als der Polenfürst schon, er werde den Befehlshaber der Burg wie einen Hund an eine Kette schmieiden und in eine Hundebütte sperren lassen, machten die Mürter sogar einen Anschlag, wobei der Polenfürst in ihre Hände geriet. Trotz seiner Tapferkeit tat man ihm nun den Schimpf an, den er seinem Gegner zugezuckt hatte, und sperrte ihn in eine Hundebütte. Diese wurde im Schloßhof zum Andenken aufbewahrt, als der Fürst längst befreit war, und mußte, wenn sie noch wurde, immer wieder erneuert werden. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts stand auf dem Gelände des ehemaligen Schloßes ein alter Holzstapel, der im Scherz als „Nachkommung“ der berühmten Hundebütte bezeichnet wurde, aber trotz ihrer Inedeltät die gute Lehre predigte, daß große Worte gefährlicher sind als große Taten.“

Ein verpöbeltes Dorf.

Bereits im Jahre 1616 berichtet Guffat Selenus in seiner Schrift „Schach- oder Königsspiel“, daß die Einwohner des Dorfes Stropete, welches in der untrüben Grafschaft Aftonian belegen und igo der Dummproben des Sixtes Halberstadt unterworfen“, fast allein noch in der Kunst des „großen“ Schachspiels bewandert seien. Nach einer Volkslage besaßen die Leute noch im 18. Jahrhundert des Reich, ihre Kunstfertigkeit im Schachspiel über die Frage entscheiden lassen zu dürfen, ob das Dorf Abgaben zu zahlen habe oder nicht. Der alte Freig laudete alljährlich einen Beamten, der mit den Bauern deswegen spielen mußte, aber gewöhnlich verlor und dann mit dem üblichen Gruß: „Gott befohlen!“ abziehen mußte. Das ärgerte den König natürlich, und endlich verurteilte er's selbst einmal in den schlauren Bauern. Aber es ging ihm nicht besser als seinen Beamten, und mit allergebräuchtem „Gott befohlen!“ ging er mit leeren Taschen davon. Zum Andenken daran schiedle er's doch den Bauern ein schönes Schachbrett mit Figuren aus Eisenblei und Silber. Wenn das historisch nicht wahr ist, so ist es doch gut erlunden. Ob sich die Bewohner von Stropete, das ist das alte Stropete, auch diesmal von der Wehrfeuer freistellen werden, darüber verlautet noch nichts. Vermutlich sind sie aber zufrieden, wenn sie nicht mehr zu zahlen haben, als sie es selbst für richtig befinden.

— Begründung. Dame: „Ich möchte auch schon mal heiraten, aber nur einen klugen Mann.“

Jungfelle: „Da können Sie lange warten.“

Dame (empört): „Warum?“

Jungfelle: „Weil ein kluger Mann überhaupt nicht heiratet.“

— Verfaunt. Hausfrau (das Dienstbuch durchmusternd): „Länger wie zwölf Monate schreit Sie ja keine Herrschaft haben gebrauchen können.“

Dienstmädchen: „Bitte sehr — ich habe bei allen einjährig freiwillig zedient.“

— Mißverstand. Alte Jungfer (im Walde einem botanisch-renden Professor begegnend): „Sie scheinen etwas zu suchen.“

„Aberdings, einen hübschen Kletter.“

Alte Jungfer: „O Sie Schneidker.“